

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

## Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

### Galgenholz.

(Mit einer Abbildung.)

Sich dem Publikum selber vorzustellen, ist an sich eine gefährliche und delikate Sache. Aber man kommt darum nicht herum, wenn der Verfasser zugleich entweder der Held oder doch einer der Hauptfiguren der Erzählung ist. Und das ist mein Fall, weshalb ich mich befehligen werde, ebenso bescheiden als kurz damit zu sein. Ich heiße Billy O'Brien und bin Major in der Armee der amerikanischen Verbündeten. Soeben bin ich von einem langen Feldzug auf Cuba und den Philippinen zurückgekommen. Ich näherte mich den Dreißig, habe noch meine sämtlichen Zähne und einen großen Teil meiner Haare. Ich bin etwas über mittelgroß, meine körperliche Erscheinung ist nach dem Gutachten meiner Großmutter nicht übel, und dem entspricht das Moralische; wie alle, in deren Adern viel dickes Blut fließt, bin ich braun von Farbe. Ohne gerade Millionär zu sein, bin ich leidlich begütert. Von früher Jugend auf verwaisst, wurde ich durch meine Großmutter liebevoll erzogen, Madame Marie de Beauregard, eine Kreolin aus Louisiana. Ich bin mit meinem Portrait glücklicherweise schon am Ende, denn eben läßt mich meine Großmutter dringlich zu sich bitten.

Die Unterhaltung war ernster Natur, wie die nächste Folge ergab. Denn 48 Stunden später verließ ich mein liebes Heimatland Virginien, um den großen Pazific zu besteigen und nach den Ufern des Missouri zu fahren. Ich war davongegangen, wie ein Hund, den man fortpeitscht, mit der festen Absicht, nichts von dem Programm auszuführen, das mir die Großmutter aufgedrungen hatte. Dieses Programm forderte den Besuch bei einem ihrer Bettern und Jugendfreunde, den hochwohlgeborenen E. de Saint-Julien, einen alten Offizier, der aus Neu-Kaledonien stammte. Dieser alte Edelmann, Besitzer einer mäch-

tigen Viehweide, genannt „Ranch“, an den Ufern des Missouri, lebte mit seiner Enkelin inmitten seiner Herden, d. h. von mindestens zwanzigtausend Stück Vieh, und einer ganzen Armee von „Cowboys“, wie die Kuhhirten dort heißen. Nach allerhöchstem Befehl und einer alten Verabredung der beiden Jugendfreunde sollte ich die Hand des Fräuleins so zusagen im Sturmschritt, ohne Zeitverlust erobern, durch die jüngste Schwester der Großmutter, durch Tante Edith, auf deren Haupt der achtundsechzigste Winter die schönen schwarzen Haarwellen kaum angegraut hatte, war ich gegen Miß de Saint-Julien etwas voreingenommen. Als ein Mannweib schilderte sie dieselbe, mit Ausnahme der Mahlzeiten immer zu Pferd; ihr liebster Zeitvertreib sollte darin bestehen, mit dem Revolver Eier vom Kopf der Cowboys ihres Großvaters herabzuschießen.

In Omaha-City erstand ich ein gutes Pferd und weiches Sattelzeug, denn bald sollte ich in die prairiehafte Region der großen Zuchtweiden kommen, wo groß und klein nur noch auf dem Rücken der Pferde lebt. Von Buffalo-Creek, der letzten Station der Pacific-Bahn hatte ich noch 60 Meilen zu reiten bis zum Ranch von Saint-Julien, wie mir die Leute an der Station versicherten. Ich nahm also meinen Gaul zwischen die Beine, und fortging nach Saint-Julien. Von einem eigentlichen Weg konnte man kaum reden. Vor mir sah ich in der Prairie nur die Spuren von Karrenrädern und Pferdehufen; das war die ganze Straße.

Ich war schon lange Stunden unterwegs, ohne auch nur eine Ahnung eines Ranchs zu Gesicht zu bekommen. Unabsehbar dehnte sich vor meinen Augen die Prairie. Armliches Gestrüpp war darin die einzige Abwechslung. Ich hatte mich ohne Zweifel verirrt. Die Sonne stand im Zenith und versengte uns förmlich mit ihren Strahlen; wir konnten es



kaum mehr aushalten. Zum Glück ging jetzt die Spur durch ein ziemlich dichtes Gehölz. Ich lenkte das Pferd da hinein, zäumte es ab, und ließ es vor einem guten Grasplatz halten. Im Schatten sitzend, war ich entschlossen, mit der Weiterreise zu warten, bis die größte Hitze vorbei war. Ich suchte in meinen Taschen und fand darin, was ich zu einem frugalen aber ausreichenden Mahle brauchte. Noch ein Schluck Wisky, dann eine Zigarette, und schon lag ich mit dem Kopf auf dem Sattel, unterwegs im Feenreich der Träume . . . Ich träumte, Miß de Saint-Julien schloß mir mit dem Revolver Eier vom Kopf weg. Selbst im Traume ist das kein beruhigendes Bild! Bang, Bang! trachte ein Ei nach dem andern auf meinem Schädel. Welch schreckliches Alpdrücken! „Bang, pang!“ Ich sprang plötzlich auf. Aber was war das? Ich träumte gar nicht, ich hörte in Wirklichkeit Flintenschüsse und dazwischen Pferdegalopp! Spornträchtig rannte ich an den Waldesfaum und gewährte vor mir eine jugendliche Reiterin, die vornübergebeugt auf einem Mustang dahinslog, verfolgt vom Feuer eines Banditen mit geschwärztem Gesicht. Im Lauf schoß dieser seinen Revolver ab, zum Glück ohne zu treffen. Aber im selben Augenblick kam ein zweiter Bösewicht, ebenfalls mit geschwärztem Gesicht, von der andern Seite hergelaufen und sprang dem Pferd in die Bügel. Doch schlug die Reiterin mit dem Revolver, den sie am Lauf hielt, kräftig gegen den Gesellen, der, in die Schläfe getroffen, rücklings taumelte und dann aufs Gesicht ins Gras fiel. Ich selber war, meinen Reitstock mit dem Bleiknopf schwingend, auf den ersten Angreifer zugerannt. Mit dem Riemen daran traf ich seine Hand, so daß ihm der Revolver, den er eben wieder laden wollte, entfiel. Zugleich griff er aber im Gürtel nach dem Dolch mit einer nadelsharfen Spitze, und stach mich in den Arm. Ich fühlte den Stoß, aber keinen Schmerz. Ich gab ihm eins mit verkehrter Hand, daß er Nase und Kinn zusammenbrachte, der Hut flog wohl zwanzig Schritt weg, der Bandit selber rollte am Boden. Jetzt hörte ich die Stimme des Mädchens: „Nur drauf, ich helfe Euch!“ Aber schon war es getan. Der Feind rührte sich nicht mehr, doch glaubte ich, das sei nur Verstellung und hielt

den Revolver im Anschlag, im Zweifel, ob ich ihn nicht zum Kukuck schießen sollte, als eine Hand meinen Arm berührte. Ein reizendes Mädchen, kaum zwanzigjährig, hochblond, im westindischen Reitanzug, der ihr außerordentlich gut stand, hielt neben mir. Die Reiterin war abgestiegen. „Laßt den elenden Rosßdieb!“ sagte sie, „er ist keinen Schuß Pulver wert! Der Scherif wird ihn schon finden, und seinen Spießgesellen auch. Nehmt ihnen nur die Waffen weg und bindet sie mit meinem Lasso!“ Ich suchte den beiden Männern die Kleider aus, die sich nicht rührten, band sie fest an Armen und Füßen, nahm ihre Waffen an mich und holte dann mein Pferd heran, das ich schnell gefattelt und gezäumt hatte. Ich schickte mich an, meiner Zufallsgefährtin den Steigbügel zu halten und dann selber aufzuspringen, als sie mir ihre Hand, eine nach der Mode der Prairie mit verzierten Handschuhen bedeckte Hand, entgegenstreckte und fragte: „Wem habe ich die Ehre aufs herzlichste für sein mutiges Dazwischentreten zu danken, der mir das Leben gerettet hat?“ „Major O'Brien“, erwiderte ich, „gehorsamster Diener, ganz in Bewunderung Ihrer Tapferkeit!“

Beim Nennen meines Namens glaubte ich auf den Zügen der Dame eine Bewegung des Erstaunens zu bemerken. Und da durchquerte mit Blitzesschnelle ein Gedanke mein Hirn. War diese entzückende Erscheinung am Ende gar das Mannweib von Tante Edith? Nein, das war unmöglich. In der Tat begann sie wieder mit einem entzückenden Lächeln: „Sie sind Major O'Brien, ein Edelmann durch und durch. Ihre Dienerin heißt Arabella Brown. Mein Großvater ist Ranchbesitzer in der Nähe von Silver-Creek.“ Und mit einem schalkhaften Seitenblick fuhr sie fort: „Wäre es indiskret, zu fragen, wohin Sie sich zu wenden gedenken? Jetzt sind Sie auf der Fährte von Silver-Creek. Die Farm liegt 6 Meilen von hier entfernt, und sonst wüßte ich keine Viehherden in der Runde, als in einer Entfernung von achtzig Meilen. Nach dem Bahnhof Buffalo-Creek, woher Sie kommen, wollen Sie doch sicherlich nicht?“ „Miß Brown“, erwiderte ich etwas verwirrt, „ich hatte gedacht, heute nach dem Ranch eines Veters, des Mister de Saint-Julien, zu kom-

men,  
aber  
gesich  
bella  
reihe  
schein  
Major  
Saint  
etwa  
Nehn  
Creek  
es fre  
welch  
Er is  
als I  
mitge  
seiner  
word  
vergr  
gut v  
verpf  
und a  
zum  
in all  
einer  
zuma  
hinre  
Freu  
ich in  
Miß  
Yard  
boys  
meiste  
hatter  
Stati  
ritten  
Begr  
belle  
In t  
kömm  
dann  
Haus  
Dien  
behan  
Fami  
war.  
weil  
Rand  
Rosß  
Pferb



men, den ich übrigens gar nicht kenne, der aber zu Ihren Nachbarn gehören muß!" Angesichts solcher Harmlosigkeit brach Miß Arabella in helles Lachen aus, das die Perlenreihe ihrer Zähne erst recht entdeckte: „Sie scheinen es dann aber nicht sehr eilig zu haben, Major O'Brien, denn Sie haben den Ranch Saint-Julien längst im Rücken gelassen, der etwa 120 Meilen von hier gen Osten liegt. Nehmen Sie die Einladung nach Silver-Creek an, im Namen meines Großpapas, den es freuen würde, den Mann kennen zu lernen, welcher seiner Enkelin das Leben gerettet hat. Er ist ein alter Soldat. Oberst Brown hatte als Jüngling schon den Feldzug von Mexiko mitgemacht und dann den Sezessionskrieg. In seinen alten Tagen ist er nun Viehzüchter geworden, um seiner Enkelin das Vermögen zu vergrößern. Sie würden sich miteinander sehr gut verstehen. Und dann müßten sie sich doch verpflichtet fühlen, Ihr Werk zu vollenden, und als galanter Ritter die befreite Prinzessin zum König, ihrem Vater, heimbringen, wie es in allen Ritterromanen steht!" Wie hätte ich einer solchen Einladung widerstehen sollen, zumal die Diana, von der sie ausging, von hinreißender Schönheit war? Mit größter Freude nahm ich an, und mit einem Satz war ich im Sattel, und trabte an der Seite von Miß Arabella. Wir hatten noch keine hundert Yards zurückgelegt, als uns eine Schar Cowboy's begegnete, an deren Spitze der Hausmeister von Silver-Creek galoppierte. Sie hatten gerade eine große Viehherde an die Station von Buffalo Creek gebracht, und ritten schnurstracks zum Ranch zurück. Im Begriff ihnen entgegenzugehen, war Miß Arabella von den Rosßdieben angefallen worden. In kurzen Worten hatte die Miß die Ankömmlinge vom Vorgefallenen unterrichtet, dann stellte sie mir Mister Wilkie Lytton, den Hausmeister des Ranch's, vor. Lytton, ein im Dienst ergrauter Diener der Familie Brown, behandelte die Enkelin des Obersten mit einer Familiarität, die mit Ehrerbietung gemischt war. Er machte ihr väterliche Vorstellungen, weil sie sich ohne Begleitung so weit vom Ranch weggewagt hatte, wo doch alles von Rosßdieben wimmelte. Dann lenkte er sein Pferd auf mich zu und drückte mir die Hand

so fest, daß mir heiß vor den Augen wurde. „Beim Hercules, Major O'Brien, ich mache euch mein Kompliment, ich bin gedienter Soldat und habe die Tapfern gern!" Dann wandte er sich den Veritonen zu, indem er rief: „Holla! Jasper, Stony, Honey, Durdles, reitet spornstreichs auf das Galgenholz zu, und bringt mir die beiden Gauner herbei, tot oder lebendig!" Im selben Augenblick konstatierte ich, als ich die Zügel von der einen Hand in die andere nahm, daß mein linker Arm wie lahm und meine Hand ganz rot von Blut war. „Gott im Himmel, Sie sind ja verletzt!" schrie Miß Arabella auf, „rasch Wilkie, seht, was es ist!" Ich wollte mich zieren, indem ich sagte, es sei nichts. Aber da gab es keine Widerrede; mit eisernen Händen hatte mich Wilkie aus dem Sattel gehoben, ins Gras gesetzt, meines Jagdwamses entledigt, um dann rasch den Hemdärmel aufzuschneiden, wodurch meine Wunde sichtbar wurde. Der Dolch des Bösewichts hatte mir den Oberarm durch und durch gestochen. Miß Arabella legte mir den Verband an, den jeder Cowboy in der Pistolenhalfter bei sich trägt; sie tat es mit unvergleichlicher Zartheit und Sorgfalt. Die hübsche Krankenwärterin sah dabei etwas bleich aus, die soeben noch so beherzt und energisch gewesen und nun so ungemein frauenlich war!

Während ich meine Kleidung wieder zurecht machte, warf sie schnell einige Zeilen auf ein Papier, das sie einem Cowboy übergab, mit der Weisung es schnelligst dem Oberst Brown zu überbringen. Der Reiter steckte das Papier in seine Patronentasche und flog davon, wie der Wind. Dann saß ich wieder auf, und wir machten uns auf den Weg nach Silver-Creek. Die Wunde schmerzte nicht wenig, aber ich biß die Zähne zusammen um nichts merken zu lassen. . . Oberst Brown, war ein freundlicher alter Mann mit schneeweißem Bart. Er nahm mich auf wie einen alten Bekannten, nicht nur mit jener herzlichen Offenheit, mit der sich Militärs zu begrüßen pflegen, sondern mit Zeichen inniger Zuneigung. Ich hatte allerdings seiner Enkelin einen Dienst geleistet, der eine solche Aufnahme erklären mochte. Nach einem kleinen Imbiß führte man mich auf das Zimmer,



das für mich bereitet worden war. Ich war todmüde, und bald legte der Schlaf seine sanfte Hand auf meine Augenlider.

Des andern Morgens fand ich im Zimmer, das die frühen Strahlen erleuchteten, mein Gepäck, das der Hausmeister in Buffalo hatte holen lassen. Diese zarte Aufmerksamkeit ging mir sehr zu Herzen. Ohne gerade kokett zu sein, war es mir doch eine Genugthuung, am Tisch meiner liebenswürdigen Gastgeber als Gentleman erscheinen zu können. Beim ersten Frühstück erklärte mir der Oberst, ich müßte unbedingt einige Tage bleiben: „Ich möchte Sie etwas näher kennen lernen, junger Mann. Und dann wäre es nicht klug, so schnell wieder aufzubrechen, mit einem kranken Arm! Endlich, und das ist die Hauptsache, würden Sie in Saint-Julien niemand treffen, weder Ihren Vetter noch seine Enkelin. Beide sind auf mindestens acht Tage verreist.“ Ich ließ mich nicht lange bitten und schwelgte in den Genüssen von Capua. Die einzige Befürchtung war, mich wieder losreißen zu müssen. Jeder weitere Tag steigerte in mir den Abwillen vor dem Zwangsbesuch auf Saint-Julien und den Konsequenzen der Bekanntschaft mit jener Dame, welche von den Köpfen ihrer Cowboys Eier und zwischen ihren Zähnen Pfeifen wegschoß. Eines schönen Tags war ich mit Miß Arabella, flankiert von Wilke und zwei Cowboys, unterwegs nach einem Ranch der überwacht werden sollte. Ich wagte sie zu befragen über Saint-Julien, über dessen Bewohner und den mutmaßlichen Termin ihrer Rückkehr. „Ich werde Sie benachrichtigen.“ antwortete sie, „sobald sie zurück sind, meine Freundin wird mich es wissen lassen. Aber haben Sie es denn so eilig mit dem Besuch bei unsern Nachbarn? Und hat Miß de Beauregard Ihnen eine so kurze Zeit gelassen, um der Dame Ihr Herz anzubieten, daß Sie gezwungen sind, den Aufenthalt bei mir abzukürzen?“ Ich war verblüfft. Wie konnte Sie denn nur wissen?... Ohne Zweifel hatte das Pistolenweib, in Folge von unklugen Ruhmredereien der Großmutter, vor Miß Arabella einmal geprobt?... „Nein,“ erwiderte ich, „das ist es nicht. Um auf Silver-Creek zu wohnen, würde ich gern das Hemd des letzten der Cowboys anziehen und

sieben Jahre dem Doersten dienen, wie Jakob bei Laban. Wenn ich nach Saint-Julien gehen muß, so ist es sehr gegen meinen Willen, Miß Arabella, mit der geheimen Absicht, mich bei der ersten besten Gelegenheit auf englisch zu empfehlen. Aber übel oder wohl muß ich die Mission erfüllen, mit der mich meine ehrwürdige Großmutter betraut hat.“ Und ich erzählte der Miß, was ich von meiner Cousine wußte, nach dem Porträt, das Tante Edith von ihr entworfen hatte, ohne die Geschichte mit den Eiern, den Pfeifen und dem Revolver zu vergessen, sowie meinen Traum im Galgenholz. Zuerst mußte die Dame aus vollem Halse lachen, dann wurde sie plötzlich ernst, ein wenig melancholisch sogar, und schweig einen Augenblick. „Das Porträt, das Miß Edith von meiner Freundin entworfen hat,“ begann sie dann, „ist ziemlich übertrieben, was mich übrigens nicht wundert von einer Person, welche die Saint-Julien immer gehaßt hat!“ — „Aber, wie kommen Sie denn dazu, diese Einzelheit zu wissen, die mir selber unbekannt war?“ machte ich sehr erstaunt. „Zwischen jungen Mädchen gibt es keine Geheimnisse,“ erklärte Miß Arabella auf deren Lippen sich wieder ein Lächeln stahl, „und namentlich hält ihre Cousine, die meine beste Freundin ist, nichts vor mir geheim.“

Alzurath vergingen mir die Tage, und gern hätte ich den Zeiger der unerbittlichen Zeitenuhr zurückgehalten. Es wurde mir förmlich bange, wenn ich daran dachte, daß ich Silver-Creek einmal verlassen mußte. Ich ging ernstlich mit mir zu Räte und mußte feststellen, daß mein Herz durch und durch gestochen war: ich war sterblich verliebt in diese Vision, die ich nicht verblasen lassen wollte, ich war von Amors Zauberstab berührt. Und zugleich hatte ich auch den heldenmütigen Entschluß gefaßt, mich vor meinem Abschied zu erklären, und meinen Besuch auf Saint-Julien ganz aufzugeben. Was wurde dann aus den Plänen meiner lieben Großmutter? Nur war ich über das eine nicht klar. Was würde wohl die Antwort dieses jungen Mädchens sein, das ich leidenschaftlich liebte, von der ich aber gar nicht wußte, welche Gefühle sie mit Bezug auf mich hegte? Gerade sann ich darüber nach, als mir ein Brief meiner Großmutter zu-  
ina.